Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

2. Beilage für

Illustriertes Sonntagsblatt

„Das Sauerland".

Nummer 21 — 25. Mai 1934

Gang am Hafen

Von Erwin Spang

Hafen — wie Salzluft weht es uns an! Der frische Hauch des Meeres, der allen Staub aus der Luft jagt, streift Masten und Segel, treibt um die hohen Giebel der Speicher und Lagerhäuser, und überall ist es, als wollte er neues, gereinigtes Leben in diese Welt emsiger Geschäftigkeit tragen.

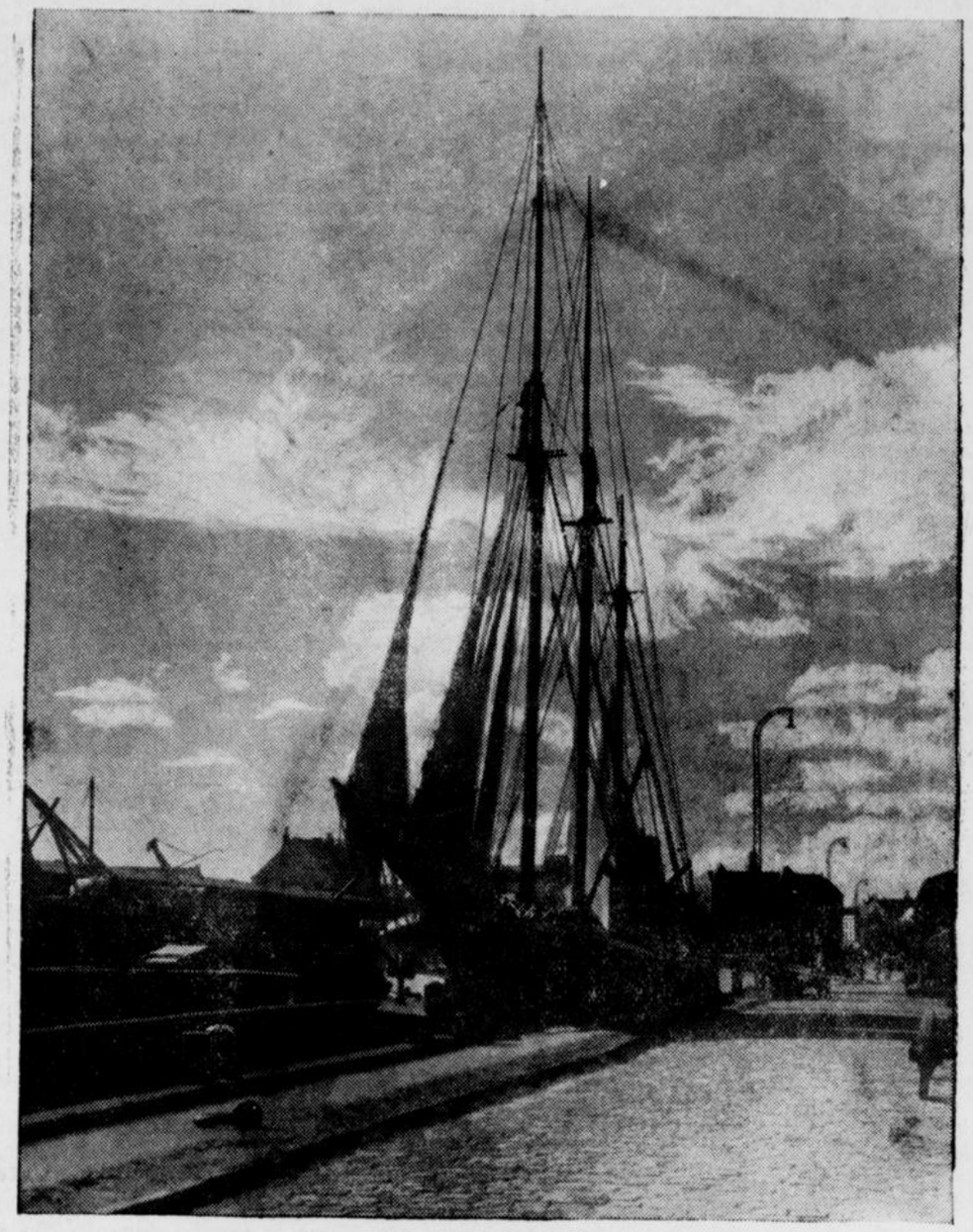
Hafen — das ist die Sehnsucht nach der großen Welt, nach Abenteuer und Seefahrt. Tor in das Leben, Auftakt zu weiter Reise, Rettung und Zuflucht zugleich. Niemals schweigt sein Getriebe, Arbeit und Schaffen zu jeder Stunde, mittags wie um Mitternacht. Einen Hauch exotischer Länder bringen die Schiffe mit, die dort drüben an der Kaimauer liegen, und von tropischer Glutsonne, schlanken, braunen Menschen und betäubend duftenden Blumen träumen ihre eisernen Leiber. Und es müssen nicht immer nur Ozeanriesen sein, die solche Sehnsucht durch die Meere tragen. Auch an den kleinen schwarzen Frachtdampfern, diesen Kulis der Hafenstädte, haftet ein Schimmer des Unbekannten da draußen . . .

Leise schlagen die Netze, die auf jenen Fischkuttern zum Trocknen aufgezogen sind, gegen den Mast. In ihren Maschen hängt noch ein wenig Tang, glitzernde Muscheln erzählen von Fischfang, Sturm und Gefahr.

Ewig wechselnd ist das Bild des Hafens. Vormittags Fischdampfer, nachmittags löscht ein großer Frachtdampfer seine Getreideladung, die kleinen Hafenboote flitzen zwischen den haushoch ragenden Bordwänden umher. Bei Sturm flüchtet sich alles, was draußen war, hinter die rettenden Mauern der langen Mole — der Sonnenschein wieder sieht kaum ein Schiff sich leise an seiner Ankerkette wiegen. Und auch bei Nacht kennt der Hafen keine Ruhe: Dort im Haus der Lotsen brennt noch das Licht, das die große Seekarte auf dem Tisch erleuchtet, und aus den Kneipen in den engen Straßen, die hinab zum Wasser führen, dringt gedämpfte Musik und laut aufschallendes Lachen.

Einer der großen Kulturmittelpunkte jedes Volkes ist der Hafen, als die Stelle, von der aus die Erforschung ferner Länder begonnen wurde, in die aber auch Sitte und Brauch anderer Nationen am ungehindertsten einströmen kann. Daher liegt auf den Menschen des Hafens eine gewisse Welterfahrenheit, sie reden — und es klingt nicht unecht — von Orten, deren Namen wir kaum kennen, mit der gleichen Unbefangenheit, als handele es sich um einen Sonntagsausflug in das nächste Dorf. Aber sie lieben ihren Hafen und das Land um ihn her, gerade weil sie die große Welt erlebt haben.

Es ist schön, an solch einen Hafen entlang zu wandern, immer oben auf dem Bollwerk, dicht neben sich das leise plätschernde Wasser. Um die Liegeplätze der Schiffe herum, um die Docks und Werften, immer weiter hinauf, bis der Weg schnurgerade wird und endlich in die beiden langen, schmalen Arme der Einfahrtsmolen ausläuft. Ganz vorn, dort, wo das letzte Leuchtfeuer brennt, wo vor uns nur noch See und nichts als Wasser ist, dort ist der Hafen zu Ende. Dort beginnt die große Welt, zu der er das Tor weit offen hält.



Hohe Maste, Kräne, Teergeruch . . .

Ol Büsum

Von Klaus Groth

Ol Büsum liggt int wille Hass,
De Floth de keem un wöhl en Graff.

De Floth de keem un spöl un spöl,
Bet se de Insel ünnerwöhl.

Dar blev keen Steen, dar blev keen Pahl,
Dat Water schäl dat all hendal.

Dar weer keen Beest, dar weer keen Hund,
De liggt nu all in depen Grund.

Un allens, wat der lev un lach,
Dat deck de See mit depe Nach.

Mitünner in die holle Ebb
So süht man vunne Hüs de Köpp.

Denn dukt de Thorn herut ut Sand,
As weert en Finger vun en Hand.

Denn hört man sach de Klocken klingn,
Denn hört man sach de Kanter singn.

Denn geit dat hjen dör de Luft:
„Begrabt den Leib in seine Gruft."

„Hafenstünden"

Von Hildegard Korff

Wir kennen den Hafen in des Wortes zweierlei Bedeutung und müssen doch, tiefer gehend, feststellen, daß schließlich und endlich nur ein Sinn in ihm wohnt, und das ist der: am Ziele sein, Ruhe und Frieden haben.

Ob es etwas Konkretes, Greifbares ist, ein Schiff zum Beispiel, das nach langer beschwerlicher Fahrt in den Hafen einfährt, oder Abstraktes, Unwirkliches, unsere Seele, die nach langen Mühen endlich den Hafen findet — jegliches Streben im Menschen sucht ein Ziel, an dem es seine Anker werfen kann und seine Ruhe findet.

Es gibt „Häfchen" und Hafen, Zwischenstationen auf dem Meere und im Leben, die vorübergehende Rast und Zuflucht gewähren, und es gibt den weiten endlichen Hafen Gottes, zu dem wir alle bewußt oder unbewußt hinstreben und den wir alle am Lebensende einmal erreichen werden, den himmlischen Hafen, wohin unser Lebensschiffchen steuert.

Stille, besinnliche Stunden, Stunden der Muße und der Beschaulichkeit schenkt das Leben den Lebenden in der Heimat und in der Familie, Stunden des Glückes und des Friedens schenkt es den Liebenden zur Sammlung und Stärkung für die oft so beschwerliche Weiterfahrt auf den stürmischen Wellen des Lebens.

Hätten wir nicht diese von Gottes väterlichen und liebenden Händen bereiteten Hafenplätzchen auf unserer schweren Reise, wie könnten wir denn unser letztes und höchstes Ziel erreichen? Unmerklich und weise schickt Er uns in den Feierstunden des Lebens, in den Hafenstunden, Mut und Kraft und Trost.

Seht diese Hafenstunden, fühlt sie bewußt und dankbar und nutzt sie! Sie sind das wahre Leben, sie bringen uns zur Besinnung über uns selbst, sie lassen uns wägen und richten über unsere Taten und zeigen uns Wege und Ziele für Vollbringbares. Nicht im Strudel und Taumel der Alltäglichkeit und äußerer Geschehnisse hin und her geworfen werden heißt Leben, sondern erst das, was unser Innerstes in „Hafenstunden" daraus bildet und formt, bedeutet das wahre Leben, gibt uns Daseinsberechtigung und wirklichen Wert.

*

Nach stürmischen Tagen und Nächten auf langer Meeresfahrt, liegt still und ruhig die See. Nur vereinzelt bildet der Wind Krönchen aus Schaum, auf denen das Schiff dahingleitet. Friedlich und still wird es in den Herzen derer, die dem Hafen, der Heimat zusteuern. Ueber ein Kleines, und sie werden alle ihr Ziel erreicht haben, den Hafen, in dem Leib und Seele ihre Ruhe finden und ihr ewig dauerndes Glück, denn erst der Hafen bringt den Lohn für unendliche Mühen, den Lohn für Arbeit und Leid, hier reift die Saat zur Ernte.

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.



EIN ROMAN AUS AMERIKA VON NIELS MEYN

(5. Fortsetzung.)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Elton war Feuer und Flamme. Er hatte in der letzten Woche stürmisch um Stella geworben, und er glaubte, daß sie seine Gefühle teilte, sonst hätte sie nicht so lieb gegen ihn sein können. Er hielt sich übrigens selbst für einen großen Herzensbrecher, dem niemand widerstehen könne, und er träumte bereits von einer sorglosen Zukunft, vergoldet durch die Strongschen Millionen.

Sowohl er wie Cecil hatten sich durch Cocktails angefeuert, die bedeutend kräftiger waren als die, die von den galonierten Dienern unten im Gartenzimmer gereicht wurden.

Das Fest begann sehr stilvoll mit einem üppigen Abendessen, wozu ganz offen Sekt in Mengen serviert wurde. Ein ungarisches Orchester spielte, und es wurde bereits im Gartenzimmer und auf der Terrasse im Halbdunkel getanzt.

Dann gab es eine kleine Pause. Cecil verschwand hinter den großen Kaktussträuchern, während das Orchester „Stare and Stripes for ever" spielte, und plötzlich wie mit einem Zauberschlag verwandelte der dunkle Park sich in einen Märchengarten aus Tausendundeiner Nacht. Die wunderbaren Linien des großen Gebäudes wurden von den Lampenreihen unterstrichen und draußen auf dem Wasser lag die römische Galeere, bemannt mit Soldaten in vergoldeten Rüstungen.

Dann lärmte das Orchester von neuem und alle tanzten. Cecil hatte sich selber übertroffen. Das Orchester, das in einem der großen Seitenzimmer verborgen war, spielte vor einem Radioempfänger, und die Töne wurden durch zahlreiche kleine Lautsprecher über den ganzen Park getragen. Ein großes Wasserflugzeug stieg hinter der Galeere auf und schwebte über das Land. Ein Regen von Blumen floß vom Himmel herunter über die tanzenden Paare.

Elton hatte Stella zum Tanz aufgefordert. Aber sie wünschte nicht draußen zu tanzen. Sie sah Constance in der Tür stehen und nervös umherblicken. Aber plötzlich strahlte ihr Gesicht. Stella wurde rot und ihr Herz klopfte so heftig, daß sie schwindlig wurde und einen Augenblick schwer in Eltons Arm ruhte. Er zog sie fester an sich, denn er glaubte, daß ihr Erröten ihm gelte.

„Entschuldigen Sie mich", sagte sie leise. „Ich glaube, ich bin etwas müde. Lassen Sie uns hinausgehen. Hier ist es so warm." Während er sie hinausführte, bemerkte sie flüchtig eine hohe Gestalt im Smoking. Sie hatte sofort den Mann aus Croß-City erkannt . . .

Es war Mr. Scott oder Mr. Carrington — der Mann, den Elton als Schwindler oder Abenteurer hingestellt hatte und für den Constance schwärmte. Stella fühlte sich zugleich glücklich und furchtsam. Er hatte sie in ihrer unansehnlichen, ärmlichen Reisekleidung allein im Abteil erblickt, und er hatte sie wie einen anderen Vogel Phönix in strahlender Pracht im Wagen erster Klasse weiterfahren sehen. Was mußte er von ihr glauben, wenn er sie hier erblickte und wiedererkannte! Und wenn er die richtige Cynthia Strong kannte? Sie wagte den Gedanken gar nicht zu Ende zu führen. Sie wünschte nur weit weg zu kommen, hinunter in den dunklen Park. Was Elton daraus schloß, war ihr so unendlich gleichgültig.

Aber als er ihren Arm nahm, um sie die Treppe hinabzuführen, mußte sie stehenbleiben. Es flimmerte ihr vor den Augen, sie schwankte. „Ach", sagte sie halblaut.

Er sah sie bekümmert an. „Sind Sie krank? Kommen Sie, wir wollen einen Cocktail nehmen. Das feuert an."

Sie zwang sich, ihre Schwäche zu überwinden. Sie konnte sich selbst nicht verstehen. Früher hatte sie nie solche nervösen Anfälle gekannt. Aber sie glaubte, daß diese von dem unsicheren, völlig verdrehten Leben herrührten, das sie in der letzten Zeit zu führen gezwungen war. Ihr gerader und ehrlicher Charakter empörte sich immer mehr gegen die falsche Stellung, die sie unter diesen Menschen einnahm.

Sie hatte nachts schlecht geschlafen und war den ganzen Tag über unruhig gewesen. Das mußte sie wohl schwach werden lassen. Aber sie war sich nicht darüber klar, daß diese Schwäche einer heftigen Leidenschaft entsprang, die in ihr beständig wuchs.

„Lassen Sie uns in den Park hinuntergehen", sagte sie. Elton fühlte sich sehr geschmeichelt. Sie war ja ganz außer sich. Ob sie ahnte, was er beabsichtigte? Er wollte um ihre Hand anhalten, und er glaubte sich ihrer Antwort von vornherein sicher zu sein.

Im gleichen Augenblick wurde oben vom Dach des Hauses künstlicher Mondschein über den Park geworfen. Der Schein streifte eine dunkle Ecke, wo eine Marmorbank hinter einem niedrigen Gestrüpp blühender Büsche stand. Man sah zwei Köpfe, ein junges Mädchen mit rotem, knabenhaft beschnittenem Haar und einen schwarzhaarigen, glattrasierten Herrn. Sie waren nicht im mindesten auf die plötzliche Lichtfülle vorbereitet gewesen, denn sie waren im Begriff, sich stürmisch zu küssen. Nun fuhren sie auseinander und Elton lachte vergnügt, aber Stella, der eine solch unbefangene Szene peinlich war, hatte die Lust an dem Spaziergang verloren.

„Ich möchte Sie bitten, mich zu entschuldigen. Ich habe Kopfschmerzen, und ich möchte auf mein Zimmer gehen. Wenn Sie Mrs. Robertson sehen, so sind Sie wohl so freundlich, mich bei ihr zu entschuldigen." Sie neigte leicht ihr Haupt und Elton konnte es nicht unterlassen, ihre anmutsvolle Würde zu bewundern. Bei jedem der anderen jungen Mädchen, das er kannte, würde ein solches Auftreten gekünstelt gewirkt haben. Was für ein bezauberndes Mädchen sie doch war! Er wurde noch mehr in seinem Entschluß bestärkt, sie zu seiner Frau zu machen.

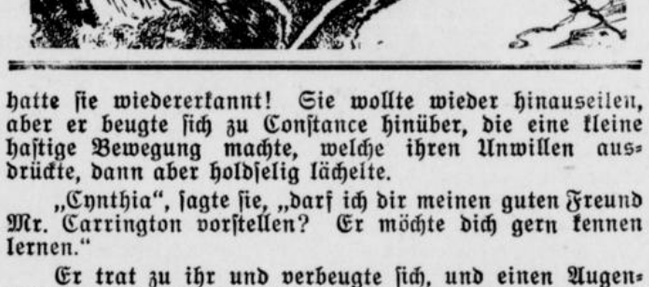
„Soll ich Sie begleiten?" fragte er.

„Nein, danke", antwortete sie, und zu seiner Ueberraschung ging sie nicht durch das erleuchtete Gartenzimmer, sondern um das illuminierte Haus herum. Er stand still und sah ihr nach. Wie ging sie doch entzückend auf ihren kleinen Füßen!

Sie gelangte auf die andere Seite des Hauses, wo keine Lampen angebracht waren. Hier lag alles in gedämpftem Licht. Auf dem offenen Platz stand ein elegantes Luxusauto neben dem anderen.

Sie ging durch den Haupteingang, um durch die Vorhalle auf die Treppe zu schlüpfen. Aber bei ihrem Eintritt blieb sie stehen. Vor dem offenen Marmorkamin mit dem künstlichen Feuer, das einen roten, flackernden Schein über den großen Eisbärteppich warf, standen Constance und Mac Scott.

Stella begegnete Mac Scotts Blick und bemerkte, wie über sein gebräuntes Gesicht ein Ausdruck der Ueberraschung flog. Sie fühlte sich verwirrt und ängstlich. Er



hatte sie wiedererkannt! Sie wollte wieder hinauseilen, aber er beugte sich zu Constance hinüber, die eine kleine hastige Bewegung machte, welche ihren Unwillen ausdrückte, dann aber holdselig lächelte.

„Cynthia", sagte sie, „darf ich dir meinen guten Freund Mr. Carrington vorstellen? Er möchte dich gern kennen lernen."

Er trat zu ihr und verbeugte sich, und einen Augenblick lag ihre Hand in der seinen. Sie fühlte ein leises Zittern durch ihren Körper gehen und konnte es nicht verhindern, daß sie errötete.

Er sah sie aufmerksam an. „Es ist mir eine große Freude, Sie zu begrüßen", sagte er. „Wenn Ihre Kusine nichts dagegen hat, möchte ich Sie um einen Tanz bitten."

Sie öffnete den Mund, um sich zu entschuldigen und zu sagen, daß sie müde und gerade auf dem Wege zu ihrem Zimmer sei. Aber es kam kein Laut über ihre Lippen. Es war so, als ob eine geheimnisvolle Macht sie zwänge, ja zu sagen. Sie bemerkte Constances zornigen Blick, aber sie fühlte sich unter dem Einfluß seines starken Willens. Er nahm ihren Arm und führte sie zum Gartenzimmer, wo einige wenige Paare tanzten.

Stella tanzte sehr gern. Sie merkte sogleich, daß er ein hervorragender Tänzer war, und mit einem leisen Seufzer vergaß sie alles andere. Sie fühlte sich so glücklich in seinem Arm. Es war, als ob alle ihre Sorgen und Kümmernisse unendlich weit fort wären. Sie lebte nur dem Augenblick und fühlte sich sicher . . .

Die Musik schwieg einen Augenblick, und er nahm ihren Arm. „Wollen Sie mit mir in den Park gehen?" fragte er.

„Ich möchte gern mit Ihnen sprechen."

Seine Stimme war zugleich liebenswürdig und fest. Sie begriff, daß es nichts helfen würde, nein zu sagen. Sie gingen an Elton vorbei, der sie erstaunt anstarrte. Er fühlte sich im höchsten Grade verletzt. So ein kleiner, berechnender Teufel! Also deshalb wollte sie nicht mit ihm tanzen! Er beschloß, sobald er dazu Gelegenheit fände, sie kräftig zu warnen und ihr zu erzählen, was er von Carrington wußte. Er fürchtete sich auch nicht davor, einiges hinzuzudichten, damit sie richtig abgeschreckt würde.

Ganz unten im Park, ein wenig von der flachen Terrasse entfernt, wo das Licht von der illuminierten Galeere nicht hindrang, stand Carrington still. Er ließ ihren Arm los und lehnte sich gegen die Marmorbalustrade. Ganz gedämpft klangen die Töne des melancholischen Kentuckyliedes herüber.

Wie eine schwache Begleitung dazu plätscherten die sanften Wellen an den weißen Strand zu ihren Füßen. Sie stand ganz verwirrt, und plötzlich sah sie auf. Sein Blick ruhte auf ihr. Er hatte sie scharf angesehen, aber jetzt entdeckte sie, daß seine überlegene Sicherheit zu weichen begann. Auch er war von der Zauberstimmung ergriffen und mehr aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, als er sich selbst eingestehen wollte. Die Ursache war, daß sie so ganz anders war, als er erwartet hatte.

Sie standen einen Augenblick schweigend und sahen einander an, aber dann nahm er sich zusammen. „Ich möchte Sie bitten, mich nicht mißzuverstehen, wenn ich Ihnen eine Frage stelle. Ich habe sehr wichtige Gründe dafür, und ich möchte Sie ersuchen, lieber gleich die Antwort zu verweigern, als zu versuchen, etwas zu sagen, was nicht richtig ist."

Sein Blick hielt sie fest, und sie wurde wieder glühend rot. Sie wollte sagen, daß es ihr am allerwenigsten einfallen könnte, ihm die Unwahrheit zu sagen, aber sie kam nicht dazu, denn er fuhr fort:

„Haben Sie auf der Reise zwischen Jacksonville und Miami einen Mann namens Hamilton Curle getroffen?"

„Ja", antwortete sie sogleich, „ich fuhr mit ihm in einem Abteil zusammen."

Ein kleines, schnelles Lächeln flog über sein Gesicht. „Bat er Sie, ihm einen Dienst zu erweisen? Bat er Sie, Ihrem Vetter Cecil ein Paket oder eine Schachtel zu bringen?"

„Nein." Ihre Augen blickten ruhig in die seinen. Sie sprach ja nur die Wahrheit. Hätte er sie um das gefragt, was wirklich vorgegangen war, so hätte sie es ihm auch nicht verschwiegen.

Er sah sie überrascht an. „Fräulein Strong", sagte er ernst, „denken Sie gut nach. Es ist sehr wichtig, daß Sie mir die Wahrheit sagen." Seine Stimme bekam einen festen, beinahe scharfen Klang. Dies hier war ein Verhör, weder mehr noch weniger, und das löste sie aus der Verzauberung, die sie ergriffen hatte.

„Ich habe direkt und richtig beantwortet, was Sie mich gefragt haben", sagte sie, „und ich sehe nicht ein, mit welchem Recht Sie mich auf diese Weise behandeln." Sie neigte das Haupt zu einem leichten Gruß und wandte sich um, um zu gehen.

„Nur noch eins", er trat einen Schritt vor, „wer war die junge Dame, welche Sie in Croß-City unter so merkwürdigen Umständen trafen?" fragte er plötzlich.

„Ich beabsichtige nicht, Ihnen das zu sagen." Stella wurde zornig. „Das ist ein Geheimnis, über das ich nicht selbst verfügen kann. Hoffentlich haben Sie keine weiteren Fragen an mich, denn ich wünsche Ihnen nicht mehr zu antworten."

Sie ging schnell zur Terrasse zurück, aber im letzten Augenblick besann sie sich und ging draußen um das Haus herum. Sie hatte Elton in der Tür des Gartenzimmers stehen sehen. Sie wollte jetzt nicht mit ihm sprechen. Sie wollte überhaupt mit niemandem mehr sprechen, denn sie war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen. Was hatte das alles zu bedeuten? Wer war dieser Mann, der unter verschiedenen Namen auftrat und sie so offensichtlich ausspioniert hatte? Was konnte er nur beabsichtigen? Ach, wenn sie ihn doch vergessen könnte!

Aber sie fühlte, wie der erste starke Eindruck ihr Herz getroffen hatte. Sie war darüber verzweifelt, daß er sich so benommen hatte. Sie hatte gerade die Tür zu ihrem Glückslande ein wenig offenstehen sehen, als sie vorhin mit ihm tanzte, und nun war diese plötzlich wieder zugeschlagen und für sie verschlossen.

Sie trat in die Vorhalle ein und ging die Treppe hinauf. Da aber blieb sie wie angewurzelt stehen, ihr Blick weitete sich vor Entsetzen. Hatte sich denn alles Unglück gegen sie verschworen?!

„Hallo, ist das nicht Stella Morris? Ich glaubte, du wärest in Jacksonville." Ein junger Mann war gerade durch die Gartenzimmertür in die Vorhalle getreten.

Es war John Burton, dem sie in ihrer Heimatstadt öfters in Freundeskreisen begegnet war und der kurz vor ihrer Abfahrt nach dem Osten gereist war.

„Ich — ich — ich bin hier nur auf einen kurzen Besuch", sagte sie, „ich bin müde, ich werde nicht mehr an dem Feste teilnehmen."

„Arme, kleine Stella", seine Stimme war voll Mitleid, „ich habe soviel daran gedacht, wie es dir wohl geht. Ich erfuhr erst kürzlich, wie schlimm es war. Kann ich dir auf die eine oder andere Art helfen? Du mußt es unbedingt annehmen!"

Sie faßte einen schnellen Entschluß. „Das kannst du, John. Sage niemand, daß du mich hier gesehen hast. Du kannst mir große Ungelegenheiten bereiten, wenn du davon sprichst. Ich kann dir den Grund jetzt nicht erklären, aber ich werde dir später schreiben, dann wirst du mich verstehen." Sie reichte ihm die Hand, die er ergriff.

„Vertraue auf mich, Stella", sagte er. „Du weißt, daß ich dir gern helfen will."

„Danke." Sie ließ seine Hand los und eilte nach oben. Er stand eine Weile still und sah ihr nach. Er war ein ungewöhnlich guter, williger Junge und konnte nicht begreifen, was sie bedrückte. Sie war ja so angsterfüllt gewesen. Er hatte nie gedacht, daß er sie einmal so wiedersehen sollte. Langsam ging er wieder hinaus, um zu tanzen.

Er hatte Constance nicht bemerkt, die in einem der großen, bequemen Lehnstühle am Kamin saß. Sie hatte das Gespräch angehört und ihre Augen funkelten jetzt vor Schadenfreude. Das war eine glänzende Entdeckung, die sie hier gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt)

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

Blut und Boden

Vom Freiheitskampf des deutschen Bauern

Eine Artikelfolge von Heinz Halter

(7. Fortsetzung)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Wie aber in diesen Jahren mit deutschen Bauern umgesprungen wurde, sagt am besten Grimmelshausen in seinem 1668 erschienenen „Simplizissimus", als er den Ueberfall einer Horde Soldaten auf einen Hof schildert: „Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Gerät hinein; andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkünden; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hof lagen. Unsere Magd ward im Stalle dermaßen behandelt, daß sie nicht mehr aus demselben herausgehen konnte, was zwar eine Schande ist zu melden! Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstiges Mistlachenwasser in den Leib. Einem anderen machten sie ein Seil um den Kopf und drehten es mit einem Knebel zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausprang. Kurz, es hatte jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter."

Tiere wurden diese deutschen Bauern, weil man sie zu Tieren machte. Die ganze Last des Krieges lag auf ihnen; alles wurde ihnen genommen. Wozu sollten sie noch säen, wenn morgen der Soldat die unreife Ernte verwüstete? Wozu Familien gründen, wenn morgen die Frauen geschändet, die Kinder zu Tode gequält wurden? Wozu überhaupt noch Bauern sein? War es nicht besser, gleich zu den Soldaten zu laufen?

So wurden viele dieser Bauern zu Räubern. Denn nichts ließ ihnen der Krieg, und wenn sie nicht umkommen wollten, mußten sie dem Krieg wieder abjagen, was er ihnen genommen.

Mit reißender Schnelligkeit schwand die bäuerliche Bevölkerung Deutschlands dahin. Die zerstörten Dörfer wurden nicht mehr aufgebaut, ihre Bewohner führten in den dichten Wäldern ein gesetzloses Leben. Hungersnot und Teuerung kamen auf, und wer sie überlebte, den holte wohl im Jahre 1636 die Pest, die damals über ganz Deutschland ihr Leichentuch deckte. Sie zerbrach die letzte Kraft, die sich noch irgendwo im Winkel erhalten hatte.

Seltener sind die Berichte aus diesen letzten Jahren des Krieges. In dumpfem Brüten lebten die Reste des Bauernvolkes dahin. Man klagte nicht einmal mehr, und die Geistlichen, die bis dahin noch getreulich Buch geführt hatten über die Schicksale ihrer kleinen Gemeinde, waren längst tot. Verwüstet lagen die Aecker, das Unkraut stand hoch, und allmählich gab es nur noch Steine und Gestrüpp auf Deutschlands bestem Boden.

*

Dreißig Jahre aber währte dies Morden, weil kein Bauerntum da war, das mit der Zähigkeit des freien Mannes sich an die Scholle klammerte und sie verteidigte.

Leibeigen und untertänig war der Bauer, nur daß er in dieser Wirrnis oft nicht einmal wußte, wem er eigentlich gehörte.

Der Bauernkrieg hatte seine Widerstandskraft zerbrochen. Kirche und Herren hatten über ihn gesiegt. Nun hatte die Gegenreformation freien Lauf. Dreißig Jahre tobte dieser Krieg durch die Lande, der schon längst nicht mehr um Glaubensdinge, sondern nur noch um Beute ging. Gleichviel, ob einer die kaiserliche, französische oder schwedische Feldbinde trug.

Die Zeche aber zahlte, wie immer, der kleine Mann.

Aber mit ungeheurer Zähigkeit, mit einem Lebenswillen ohnegleichen, stieß der Bauer den Pflug wieder in den verwüsteten Acker, als endlich, nach 30 entsetzlichen Jahren, die Glocken den Frieden kündeten.

Alles hatte der Krieg ihm genommen, alles zerschlagen. Auf den Trümmern seiner Heimat begann der deutsche Bauer ein neues Haus zu zimmern.

7. „Die Bauren rühret nit an!"

Versuche einer Bauernbefreiung in Preußen

Unzählige Bauern hatte der dreißigjährige Krieg von Haus und Hof vertrieben. In reichem Maße wurden Bauernstellen frei, und nur als „wüste Hufen" wurden sie noch in den Steuerrollen geführt.

Eine vorzügliche Gelegenheit für die großen Herren, ihre eigenen Güter abzurunden. Was sie nicht selbst bewirtschaften konnten, gaben sie an Büdner und Kossäten ab, an kleine Leute. Nicht, um ihnen zu eigenem Besitz zu verhelfen. Nein, Handdienste mußten sie leisten, und wenn schon einmal ein Bauernhof vergrößert wurde, dann geschah es nur, damit der Bauer um so mehr Spanndienste verrichten konnte.

Mit strengen Banden war der Bauer, besser: seine Arbeitskraft, an den Gutshof gefesselt. Er durfte nicht fortziehen, kein bürgerliches Handwerk ergreifen, seine Kinder mußten als Gesinde auf dem Gutshof dienen. Gutsuntertänig waren sie, mußten Dienste leisten und Abgaben zahlen, so die Grundsteuer, von der der Gutsherr im allgemeinen frei war.

Es ist bezeichnend für diese Zeit zu Beginn des 18. Jahrhunderts, was ein Herr von Luben am 14. Oktober 1710 an den preußischen König Friedrich Wilhelm I. schreibt. Die Vornehmsten im Lande, so heißt es da, pflegen die besten Aecker, Wiesen und Wälder zu ihren Rittergütern einzuziehen und das Land von der darauf ruhenden Grundsteuer freizumachen, was ihnen oft gelingt, wenn sie selbst in der Verwaltung Stellen haben. Auch besetzen sie die wüsten Feldmarken nicht mit Untertanen, sondern machen Vorwerke daraus und legen die nötigen Dienste den übrigen Bauern auf, zu deren vollkommenem und ewigem Ruin. Oder wenn ja einmal neue Untertanen darauf gesetzt werden, so werden diesen hohe Pächte, Dienste, Zinsen, Einquartierungslast und dergleichen auferlegt, daß die Leute kaum ihr Leben erhalten können, so daß die Untertanen, die vorher schon arm waren, noch ärmer werden und endlich gar davon müssen.

Das muß ein preußischer Edelmann über das „Bauernlegen" seiner Standesgenossen seinem König berichten!

*

Es ist nicht verwunderlich, daß solche Methoden bald auf den Widerstand der preußischen Herrscher stießen, die die Bedeutung eines gesunden Bauernstandes für das entvölkerte Land wohl erkannten. Und als es auch auf den königlichen Domänen der östlichen Provinzen so toll wurde, daß die leibeigenen Bauern ihre Stellen im Stich ließen und heimlich über die Grenze nach Polen entwichen, wo man sie besser behandelte, da schlug zuerst Friedrich Wilhelm I. mit der Faust auf den Tisch.

Am 17. Juni 1718 schreibt er nach Königsberg: „Dem Geheimen Etat-Rath von Creutz befehle hiemit an, die Leibeigenschaft von die Bauren abzuschaffen und sie zu Freibauren zu machen . . . Dagegen sollen sie in jedem Ambte einen körperlichen Eyd ablegen, daß sie mir treu und holdt sein wollen . . ., die Höfe nit zu verlassen als mit dem Tod, und wenn sie abbrennen, will Ich sie Holtz geben. Wenn eine General-Calamität ist, da Gott vor sey, alsdann will ich sie als ein treuer Landesvater unter die Arme greiffen . . ."

Und als schon am folgenden Tag die Kammer zu Königsberg prompt ihre Einwendungen erhebt, erwidert der König in einer seiner treffenden Randbemerkungen: „Die Kammer soll nur fleißig seyn und die Bauern recht zu verstehen geben, was sie vor ein profit haben von die Freyheyt; alsdann werde Ich gewiß in etlichen Jahren das Land besser bebaut haben und gut conditionierte Ambts-Bauren haben, als Ich itzo pauvre Bauren habe, und die Gebäude aussehen, als wenn Krieg im Lande zehn Jahre gewesen." Und wie um alle weiteren Einwände abzuschneiden, schließt er: „Die Bauren rühret nit an, Ich habe mit die Bauern gesprochen, Ich weiß alles."

Aber noch war der Widerstand der Herren zu groß. Wohl bequemten sie sich dazu, Vorschläge zu machen, aber sie verstanden ihre Ausführung hinzuzögern und zu verbessern. Schließlich scheiterte dieser Versuch einer Befreiung der Bauern an der stummen Resistenz der mit der Durchführung betrauten Organe.

*

Unverzagt ging Friedrich der Große an die gleiche, selbstgestellte Aufgabe. Nachdem er auf das Strengste verboten hatte, in Schlesien Bauernstellen eingehen zu lassen, erließ er am 23. Mai 1763 in Kolberg folgende Instruktion an seine Räte: „Sollen absolut und ohne das geringste Raisonieren alle Leibeigenschaften von Stunde an gänzlich abgeschaffet werden und alle diejenigen, so sich dagegen opponieren würden, soviel möglich mit Güte, in deren Entstehung aber mit der Force dahin gebracht werden, daß die von Sr. Königlichen Majestät so festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde."

Schon 1767 kann aus dem durch die Kriege hart mitgenommenen Schlesien der Minister von Schlabrendorff melden, daß die als wüst befundenen 1460 Bauerngüter, 949 Gärtner- und 466 Häuslerstellen sämtlich neu besetzt wären. Im ganzen habe die Provinz dadurch einen Zuwachs von 4392 Familien erhalten!

Und auch in Preußen, in der Neumark und in Pommern war Friedrich am Werk, dem schwergeprüften Bauerntum nach Kräften zu helfen. Manchen schweren Kampf hat er mit widerspenstigen Adligen, mit seinen eigenen Landräten und den Großgrundbesitzern ausfechten müssen.

30 Millionen Taler hatte er nach dem siebenjährigen Krieg noch in seinen Kassen. Sie fanden restlos beim Wiederaufbau des Landes Verwendung. Auf Staatskosten wurden die zerstörten Dörfer neu gebaut; in Schlesien wurden die Bauern auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark auf zwei Jahre von allen Abgaben befreit, damit sie genug Zeit hatten, die Wunden des Krieges auszuheilen.

Schwäbische Bauern holte er in sein Land, die er in Westpreußen als Gegengewicht gegen die Einflußnahme polnischer Kreise ansiedelte. Unfruchtbare Sümpfe und Seen wurden trockengelegt; die Lasten der Bauern wurden allgemein gesenkt, und jeder Beamte, der etwa nach alter Sitte einen Bauern drangsalieren wollte, konnte mit Stockschlägen unliebsame Bekanntschaft machen.

Ein großer Kolonisator war dieser große Friedrich, ein Regent, der über den Tag hinaus an die Zukunft seines Volkes dachte.

(Fortsetzung folgt)

Lexikon für jedermann

Blind und taub

In der Oper von Monte Carlo wurde eine Oper „Der Kaufmann von Venedig" mit frenetischem Beifall aufgenommen. Das Publikum rief nach dem Autor, und vor dem Vorhang erschien, von einem Helfer geführt, ein blinder und tauber Greis. Erschüttert verdoppelte das Auditorium seinen Beifall. Der Komponist der Oper ist Henri de Saussine, ein französischer Musiker, der bisher selbst in seiner Heimat so gut wie unbekannt war. „Der Kaufmann von Venedig" ist frei nach dem Shakespeareschen Drama gestaltet. Die Musik ist leicht und melodiös, von den Kritikern wird insbesondere die Ouvertüre gelobt, das Bemerkenswerteste an der Oper scheint jedoch die Tatsache zu sein, daß ihr Schöpfer taub und blind ist.

Die Prophezeiung des Derwisch-Mönchs

In der kleinen Kapelle des Pariser Klosters der Benediktinerinnen legte die einst sehr berühmte Schauspielerin Yvonne Hautin ihr Gelübde in die Hand des Bischofs von Lourdes ab. der feierlichen Handlung wohnten zahlreiche Schauspieler der Comédie Française, frühere Kollegen und Kolleginnen der jetzt einfach „Schwester Maria" genannten Schauspielerin bei. Nach dem Schluß der Zeremonie nahm die junge Benediktinerin, hinter einem Gitter stehend, Abschied von ihren früheren Kollegen. Der jetzt 32 Jahre alten Schauspielerin ist ihr Schicksal prophezeit worden. Im Laufe des Jahres 1930 machte die Comédie Française eine Gastspielreise nach Aegypten. Yvonne Hautin beteiligte sich an dieser Tournee. Eines Tages — es war in Kairo — begaben sich die französischen Schauspieler in bester Stimmung zu einem berühmten Derwisch-Mönch. Dieser sah sich die Schauspieler und Schauspielerinnen an und teilte ihnen dann mit, daß eine aus ihrem Kreise sehr bald in ein Kloster eintreten würde. Kurze Zeit darauf entschloß sich tatsächlich Yvonne Hautin, den Schleier zu nehmen. So ging die Prophezeiung des Derwisch-Mönchs sehr rasch in Erfüllung.

Schimpansen lernen sparen

Das psychologische Institut der Universität Yale hat außerordentlich interessante Experimente mit Schimpansen unternommen, über die „New York Herald" berichtet. Eine Gruppe von mehreren Schimpansen im Alter von ein bis sechs Jahren waren in monatelanger mühevoller Arbeit gelehrt worden, daß sie Geld bezahlen müssen, wenn sie ihre Mahlzeit ausgehändigt haben wollen. Man hat ihnen verschiedenfarbige Snips und Kugeln gegeben, und mit Hilfe von besonders konstruierten Automatenrestaurants ihnen den unterschiedlichen Wert der farbigen Snips allmählich beigebracht. Die Schimpansen haben sich aber ihr „Geld" in harter Arbeit verdienen müssen. Denn nur, wenn sie Gewichte und andere Gegenstände über bestimmte Strecken trugen, wurde ihnen ein Snips ausgehändigt. Dafür stand es ihnen dann aber auch frei, sich besondere Leckerbissen wie Grapefruits, Orangen und Drinks zu kaufen. Die Schimpansen sind mit allem Eifer hinter ihrem Verdienst her und haben bald kapiert, daß eine Orange aus dem Automat für einen weißen Snip zu haben ist, während Getränke für grüne Snips erhältlich sind. Gegen Erlegung eines blauen Snips erhält der Schimpanse auf eine bestimmte Zeit „Ausgang" aus seinem Käfig. Allerdings sind die gescheiten Tiere ein wenig leichtsinnig. So lange nämlich noch auch nur eine Apfelsine im Automat ist, wird Geld hineingesteckt. Sind die Automaten geschlossen, so bewahren sich die Affen ihr Geld in besonderen Sparbüchsen sorgfältig auf. Jeder hat sein eigenes „Sparkonto", denn, wenn sie ihre Snips anderweitig aufheben wollen, sind sie von den lieben „Mitaffen" im Handumdrehen gestohlen. Sogar zu regelrechten Anleihe- und Darlehnsgeschäften ist es schon gekommen. — Demnächst werden die Schimpansen auch auf Stottern kaufen.

Weiße Frauen für Samoa gesucht

Auf ganz Samoa leben heute etwa 370 weiße Männer und nur 240 weiße Frauen. Die deutschen und englischen Siedler, die selbstverständlich gern heiraten möchten, bemühen sich nach Kräften, weiße Frauen in das Land zu ziehen, aber der erhoffte Zustrom will noch nicht einsetzen. Das hat zweifellos nicht darin seine Ursache, daß, wie ein alter Kolonist und eingefleischter Hagestolz einmal erklärte, Lippenstift und Schminke noch nicht in tropenfester Form hergestellt werden könnten. In Wirklichkeit sind andere Gründe dafür maßgebend.

Der Bedarf an Frauen aber bleibt unverändert groß. Die englische Statistik verrät, daß sämtliche 45 deutsche Mädchen, die im Jahre 1933 Verwandte und Bekannte auf den früher deutschen Inseln besuchten, innerhalb von drei Monaten verheiratet waren. Die englische Kolonialverwaltung will nun noch einen letzten, groß angelegten Versuch unternehmen, mindestens 150 weiße Bräute nach Samoa zu ziehen, um den Farmern die Gründung eines Hausstandes zu ermöglichen. Allerdings wird gleichzeitig darauf hingewiesen, daß das Leben in der Einsamkeit der Tropen nicht nur eine idyllische Angelegenheit sei, sondern täglichen Kampf an der Seite des Mannes verlange.

Der 17 fache Peer

Der Herzog von Buccleuch, der nun 70 Jahre geworden ist, ist Träger von Adelswürden in einer solchen Zahl, wie sie selbst im konservativen und hocharistokratischen England selten ist. Er vereinigt nämlich nicht weniger als 17 Peers-Würden auf seinem Haupt. Der Anteil, der davon auf England selbst entfällt, ist allerdings verhältnismäßig bescheiden. Hier ist nur der Earl of Doncaster und Baron Scott of Tyndale. Die übrigen Adelskronen und Herzogshüte stammen aus Schottland. Neun davon, einschließlich des Herzogstums von Queensberry, wurden auf einen Vorfahren des Herzogs von Buccleuch im Jahre 1810 vererbt. Der Herzog hat nicht nur die Adelswürde, sondern auch die Tradition übernommen, eine der bekanntesten englischen Hundemeuten zu halten. Im Jahre 1827 ist diese Aufgabe an den damaligen Herzog von Buccleuch gekommen und all seine Nachfolger haben sich daran gehalten.

Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.

Spielplatz der Jugend

Volkstänze ...

... gehören ebenso zu alter Ueberlieferung, die man treulich bewahren sollte, wie unsere lieben, schönen Volkslieder, ja, sie gehen meist Hand in Hand mit Singeversen und stellen die Handlung andeutend dar. Wißt ihr wohl, daß auch von der Geschichte unseres Volkes sich manches in diesen Liedern und Tänzen erhalten hat? Da sind die Plumpsackspiele — eigentlich mehr als Tanz denn als Spiel gedacht — und ebenso das unheimliche „Ist die schwarze Köchin da? Nein, nein, nein — einmal muß ich rummarschieren, das zweite Mal den Kopf verlieren, das dritte Mal komm mit ...", und noch



manche andere, die auf jene Zeiten zurückgehen, als die Pest und Cholera in den Landen wütete und der „Schüdderump", der Leichenwagen, über das Pflaster rumpelte. Lange Zeit mußte dieser Teil unseres Volkstums bescheiden im Hintergrund stehen und niemand weiter kümmerte sich darum, als die Kinder. Heute wissen wir, daß mehr dahinter steckt, als nur Kinderei, und was wir jetzt klein üben — darüber sollen wir im Heranwachsen nicht lächeln und es als kindisch abtun, sondern es weiter treiben, nur vielleicht einen neuen Sinn darin finden.

Puppenmütterchens Kochbuch



Verlorene Fischsuppe

Ein Stückchen Fett, so groß wie eine Walnuß, lassen wir im Topf zergehen, aber nicht braun werden. Dann geben wir einen guten Teelöffel voll Weizenmehl dazu und rühren fleißig hin und her, bis kein Klümpchen mehr in der Masse ist. Nun kommt langsam soviel kochend heiße Brühe daran, daß es eine dickflüssige Suppe gibt, die wir unter Beifügung einer Dolde Dill einige Minuten heiß stehen, aber nicht kochen lassen. Mit Salz abgeschmeckt, ist das ein schönes Essen. Und der Fisch? Nun — der ist verloren gegangen, daher auch: „Verlorene Fischsuppe."

Fruchtgrütze

Ein gutes und leckeres Abendbrot ist ein Suppenteller mit Fruchtgrütze und Milch. Dazu noch ein Butterbrot — mehr braucht man nicht. Wir kochen die Grütze von jedem Obst und auch von Rhabarber, der jetzt überall frisch zu haben ist. Während man sonst den Obstsaft nimmt, schneidet man den Rhabarber nach dem Waschen nur in fingerdicke Stücke und setzt diese mit soviel Wasser auf, daß sie gerade darin schwimmen. Ist der Rhabarber gar — er muß sich leicht zerdrücken lassen, dann setzt man schnell noch eine Messerspitze Natron zu, gibt Zucker daran, schmeckt ab und dickt das Ganze mit Kartoffelmehl, von dem man einen gehäuften Teelöffel in ein wenig Wasser glatt rührt und langsam in den kochenden Rhabarber rührt, bis er steif wird. Die Menge des Kartoffelmehls hängt ganz von der Güte ab und von der Menge der Flüssigkeit, die er verdicken soll.

Besonders schöne Bratkartoffeln

Bratkartoffeln machen — das ist gar nicht so einfach, wenn sie nämlich gut sein sollen. Auf keinen Fall dürfen wir dazu Salzkartoffeln verwenden, sie würden zerfallen und mehlig schmecken, saugen zu viel Fett auf und scheinen doch trocken. Pellkartoffeln sind viel besser. Sie werden geschält, in nicht zu dicke Scheiben geschnitten, und wenn sie krümelig sind, schnell mit kaltem Wasser übergossen, das dann aber gut abtropfen muß. Das Fett, in dem die Kartoffeln braten, muß heiß sein. Sollen Zwiebeln mitgebraten werden, so kommen sie mit den Kartoffeln zusammen ins Fett. Dann Salz und ein wenig Pfeffer darüber und nicht zuviel rühren. Vorsichtig werden alle Minute die Kartoffeln umgekehrt, damit sie Zeit haben, knusprig und braun zu werden. Eine Prise Streuzucker fördert die Knusprigkeit. Ist das Ganze fünf Minuten in der nicht zu kleinen Pfanne geblieben, so füllt man die Kartoffeln auf eine heiße Schüssel und gibt sie mit Salat.

Bauernfrühstück

Eine Portion geschnittener Kartoffeln werden in einer Pfanne mit nicht zuviel heißem Fett aufgesetzt, Reste von Wurst oder Fleisch vom Mittag werden klein geschnitten, mitgebraten, und wenn alles heiß ist, wird ein mit einem Löffel Milch verquirltes Ei darüber gegossen, das Ganze fleißig durcheinander geschaufelt und nach einer Minute aufgetragen. Mit Salat dazu ist das auch ein schönes Mittagessen.

Spielereien mit Wasser ...

Etwas für junge Wissenschaftler, die sich unterhalten mögen

An den warmen Tagen seht ihr jetzt oft über den Spiegel des Teiches ein Insekt huschen, das die Wasserfläche benutzt, wie wir den Erdboden. Es wird nicht naß, es sinkt nicht unter, es schwimmt auch nicht richtig — wie geht das zu?

Die Füßchen dieser Insekten besitzen auf ihrer Unterfläche eine Wachsschicht, die sie vor dem Versinken schützt. Sie drücken mit ihren Füßen Vertiefungen in die Wasseroberfläche — nicht anders als in eine Haut oder in weichen Sand, biegen den Wasserspiegel also sozusagen durch und verdrängen auf diese Weise Wasser genug, um sich an der Oberfäche zu halten. Wir sehen, daß das Wasser eine Art Haut besitzt, die bis zu gewissem Grade elastisch ist. Reißt sie durch, dann geht der betreffende Gegenstand zum Teil oder ganz unter. Formt ihr euch aus dünnem Blumendraht und Papierwolle ein Insekt mit weit gespreizten Beinen und befestigt ihr unter jedem Bein ein dünnes Wachsplättchen, dann werdet ihr in einer Schüssel das Experiment wiederholen können.

Das gleiche Gesetz könnt ihr verändert anwenden, wenn ihr ein Sieb schwimmen laßt. Ein Haarsieb, das man ins Wasser wirft, wird sofort untergehen; es bleibt aber oben, wenn ihr es mit einer heißen, dünnen Wachslösung oder Firnis überpinselt. Dabei brauchen die einzelnen Löcher natürlich nicht geschlossen werden.

Wie muß man es anstellen, daß man einen trockenen Finger behält, wenn man ihn ins Wasser steckt? Einreiben mit Oel oder Ueberziehen eines Handschuhes kommt natürlich nicht in Betracht. Nun, diesen Scherz können wir uns leicht leisten. Wir holen für ein paar Pfennige Bärlappsamen oder Lykopodium, streuen ganz wenig davon gleichmäßig auf das Wasser und haben nun die „Haut", des Wassers so verstärkt, daß sie um ein Vielfaches elastischer wird und wir den Finger eintauchen können, ohne naß zu werden.

Die Elastizität der „Wasserhaut" könnt ihr euch selbst mit folgendem Beispiel beweisen: Ihr biegt euch aus dünnem Draht einen rechteckigen Rahmen, einen halben Zentimeter schmäler, als eine Nähnadel lang ist. Diesen Rahmen tauchen wir in recht starkes Seifenwasser. Und nun wird die Nadel so darauf gelegt, daß sie hüben und drüben aufliegt, aber auch von der Seifenhaut benetzt wird. Die Nadel trennt nun die Haut in zwei Felder. Zerstören wir eines dieser Felder durch Berühren mit einer heißen Nadel, dann rutscht die auf dem Rahmen liegende Nadel an das andere Ende des Rahmens. Solange die Haut in einen festen Rahmen gespannt war, blieben die Spnnkräfte im Gleichgewicht. Als aber die eine Seite des Rahmens beweglich wurde, zog sich die elastische Haut zusammen und nahm die Nadel mit.

Wie entleert man eine Wasserflasche durch einen Wasserstrahl? Das klingt wie Zauberei, ist aber ganz einfach. Eine mit Wasser gefüllte unverschlossene Flasche legt man in eine Schüssel mit Wasser. Solange der Flaschenhals im Wasser steckt, läuft das Wasser nicht heraus. Lassen wir aus dem Wasserhahn einen vollen Strahl in die Schüssel schießen, so leert sich die Flasche im Umsehen. Der Wasserstrahl des Hahnes reißt nämlich Luftblasen mit, diese gelangen in den offenen Flaschenhals und verdrängen das darin befindliche Wasser.

Wollen wir mal lachen?

Tante Lieschen wird von ihrer Nichte durch das Museum geführt. Vor der Statue des Diskuswerfers ruft sie erstaunt: „Ganz wie mein lieber Mann, wenn er eine alte Grammophonplatte nicht mehr hören konnte . . .!"

*

„Wenn ich erst mal groß bin", prahlt Fritz vor dem ein Jahr älteren Bruder, „dann bin ich Polizist und dann darfst du nicht immer mit mir schimpfen."

„Ha, dann bin ich ja viel was Höheres", erwidert überlegen Hans.

„Na was denn?"

„Polizist zu Pferde!" trumpft Fritz auf.

*

„Na, Lotte, soll ich dich mal rudern?" bietet sich Georg an.

„Danke, ich mag nicht", ist die kurze Antwort.

„Na, du hast wohl Angst?"

„Keine Spur, aber es ist mir noch zu kalt zum Schwimmen."

*

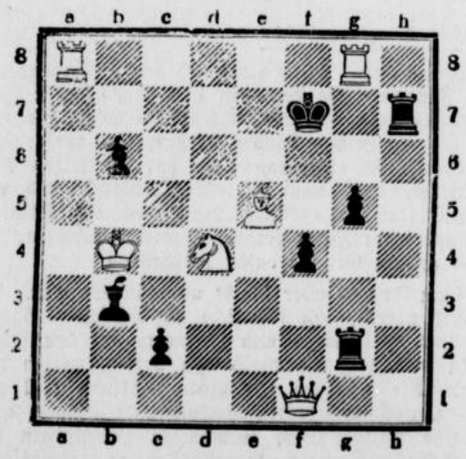
„Vati, für wen sammelst du denn die Zigarrenspitzen?"

„Für die armen Waisenkinder."

„Dürfen die denn rauchen?"

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König b 4, Dame f 1, Turm a 8, g 8, Springer d 4, Läufer e 5. — Schwarz: König f 7, Turm g 2, h 7, Läufer b 3, Bauer b 6, c 2, f 4, g 5.

Kleines Rechenkunststück

Wer kennt dieses lustige Rechenkunststück? Man schreibt die Ziffern von 1 bis 9 in einer Reihe nebeneinander auf, unter Auslassung der 8. Die Sache sieht also folgendermaßen aus: 12345679.

Nun bittet man einen Spielteilnehmer, eine beliebige Ziffer aus dieser Reihe zu wählen und damit die 9 zu multiplizieren. Mit der gewonnenen Ziffer gilt es nun, die gesamte Zahlenreihe zu multiplizieren. Das Ergebnis schaut man an — ohne natürlich die gewählte Ziffer vorher zu kennen — und sagt den Spielteilnehmern dann auf den Kopf zu, welche Ziffer aus der Zahlenreihe gewählt wurde.

Wie macht man das? Ein oder mehrere Versuche führen bestimmt zur Lösung!

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — as — ba — ban — bel — bi — cer — dak — dech — del — dikt — e — e — ei — ek — er — fer — gang — gei — gi — grant — ho — i — i — in — ka — kar — la — la — le — le — le — li — ma — mel — mi — na — na — nat — ne — nir — no — ra — re — reth — sa — se — se — se — sta — ta — tes — teur — to — u — van — wa — wa — za — zar — zi

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vorletzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Wieland ergeben.

1. Verordnung, Befehl .....
2. Homerisches Heldenepos .....
3. Paradies der Buddhisten .....
4. Flüchtling, Auswanderer .....
5. Fleischton .....
6. italienischer Nordpolfahrer .....
7. Festung .....
8. deutscher Schriftsteller † .....
9. kleines Reptil .....
10. Schriftleiter .....
11. Staat von Nordamerika .....
12. Fluß in Aequatorial-Afrika .....
13. Raubvogel .....
14. Verzückung, Schwärmerei .....
15. biblischer Ort .....
16. letzter König v. Babylonien .....
17. dünnes Blättchen .....
18. japanischer Staatsmann .....
19. spanischer Dichter .....
20. Wüstentransport .....

Können Sie rechnen?

Wir saßen eines Abends zusammen und langweilten uns. Da fragte Müller, wer von uns besonders gut rechnen könnte. Wir andern drei lächelten Müller mitleidig an, weil wir uns bessere Rechner dünkten als er. „Nun", sagte Müller, „einer von euch soll auf dieses Papierblatt eine vierstellige Zahl schreiben."

Lehmann schrieb lächelnd: 2980.

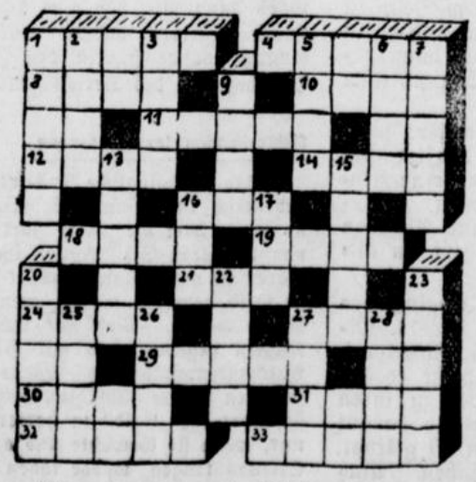
„Jetzt werde ich", fuhr Müller fort, „auf diesen zweiten Papierstreifen die Summe schreiben, die herauskommen muß, wenn zwei von euch unter die erste Zahl eine weitere vierstellige Zahl schreiben und ich ebenfalls zwei beliebige vierstellige Zahlen dazufügen darf!" Er schrieb auf ein zweites Papierblatt eine Zahl und legte das Blatt auf den Tisch. Nun schrieb Meier unter jene erste Zahl 6137, und am Schlusse sah die Rechnung so aus:

Lehmann	2980
Meier	6137
Müller	3862
Ich	4551
Müller	5448

Das Ergebnis war 22 978. Wir blickten auf den Zettel, den Müller auf den Tisch gelegt hatte. Darauf stand: 22 978. Müller hatte also richtig prophezeit.

Wie hatte er den Trick durchführen können?

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Wüstentier, 4. griechischer Held, 8. Atem, 10. Verpackungsgewicht, 11. mythische Frauengestalt, 12. Mädchenname, 14. Meerespflanze, 16. Bergweide, 18. Nebenfluß der Elbe, 19. russische Stadt, 21. Zeichen, 24. Flechtmaterial, 27. Körperteil, 29. Vorschrift, 30. griechische Sagengestalt, 31. Baum, 32. Friedensgöttin, 33. Fisch.

Senkrecht: 1. heiliges Buch, 2. arabische Hafenstadt, 3. Mädchenname, 5. Voranschlag, 6. afrikanische Hafenstadt, 7. Handwerkszeug, 9. Stand, 13. asiatischer Herrschertitel, 15. Figur aus der „Fledermaus", 16. Körperteil, 17. geographischer Punkt, 20. italienische Stadt, 22. Sinnesorgan, 23. Schiffsgerät, 25. Blutgefäß, 26. Fischfett, 27. ein ganz besonderer Saft, 28. Insekt.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Turm f 6 — f 4

1.) Turm f 6 — f 4, K e 5 × T f 4; 2.) S e 7 — g 6 †, K f 4 — g 4; 3.) S g 8 — f 6 matt.

1.) . . . d 4 — d 3; 2.) T f 4 — g 4, d 3 × L c 2; 3.) d 2 — d 4 matt.

Das Ei in der Flasche

Man schüttet Kochsalz ins Wasser. In der schwerer werdenden Flüssigkeit steigt das Ei langsam zur Oberfläche auf.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Bier, 3. Most, 5. Salon, 7. Ger, 9. Tube, 11. Dame, 13. Berg, 15. Ster, 17. Ara, 18. Eboli, 19. Sage, 20. Zorn.

Senkrecht: 1. Blut, 2. Rage, 3. Mord, 4. Tete, 6. Auber, 8. Amsel, 10. Bor, 12. Ast, 13. Baß, 14. Gabe, 15. Salz, 16. Ruin.

Silbenrätsel

1. Goethe, 2. Ehrenpreis, 3. Indien, 4. Ziehharmonika, 5. Wangeroog, 6. Ilmenau, 7. Rautendelein, 8. Daniel, 9. Nidda, 10. Inventar, 11. Choral, 12. Holunder, 13. Talisman, 14. Stearin, 15. Arrak, 16. Tudor, 17. Tientsin, 18. Bahia, 19. Irade, 20. Satire. — Geiz wird nicht satt, bis er den Mund voll Erde hat.